

## Vorwort

Edward Schillebeeckx

Bas van Iersel

## Der Himmel

Im Jahre 1961 kehrte die erste sowjetische Weltraumexpedition mit einer triumphierenden Nachricht aus dem Weltall zurück. Ihr Kommandant, Jurij Gagarin, wußte zu berichten: Wir haben dort oben niemanden angetroffen. Verständlicherweise waren viele Christen daraufhin sehr erstaunt. Nicht weil die Russen weder den Gott des Himmels noch Engel angetroffen hatten, sondern weil sie nicht erwartet hatten, daß die Sowjets so naiv seien. Selbst der Gläubige, der sich noch in seiner ersten naiven Verfassung befindet, begreift intuitiv, daß Gott auf eine andere Weise im Himmel ist als sinnhaft wahrnehmbare Objekte im Raum.

Das bedeutet aber noch nicht, daß wir Christen mit dem Himmel nicht in Verlegenheit geraten könnten. Diese Verlegenheit ist nicht gering. Und sie ist gewichtig genug, um ihr eine ganze Nummer unserer Zeitschrift zu widmen. Schon im Einleitungsartikel von Jan Kerkhofs kommt uns diese Verlegenheit in voller Lebensgröße entgegen. Umfragen lassen erkennen, wie der Glaube an den Himmel im Schwinden begriffen ist, wenn auch weniger als der Glaube an das Leben nach dem Tod oder an die Hölle. Andererseits gehört der Himmel noch immer zu den Archetypen im kollektiven Bewußtsein der meisten Völker, und auch heute beeinflusst er immer noch in erheblichem Ausmaß die christliche Vorstellungswelt. Das führt zu großen Spannungen und fördert Gefühle der Unsicherheit, und zwar bestimmt so lange, wie neue Symbole noch nicht ebenso allgemein angenommen sind, wie es bei den alten der Fall war.

Der Beitrag von René Luneau sorgt für eine kontrastpunktische Begleitung dieser Melodie. Aus seiner Analyse einer Reihe afrikanischer Traditionen geht deutlich hervor, daß bei diesen afrikanischen Völkern kein Bedürfnis nach so etwas wie einem Himmel besteht. Die Toten sind nicht abgeschnitten vom Leben oder von den Lebenden. So wie sie vorhin ihrer Jugend abgestorben sind, um als Erwachsene wiedergeboren zu werden, und wie sie später ihrem Erwachsensein gestorben sind, um den kleinen Kreis der weisen Betagten zu verstärken, so geht der Betagte bei seinem Tod hinüber in den Kreis der hochgeachteten Vorväter.

Dieser Stand der Dinge bietet allen Anlaß zu einer erneuten Besinnung auf die biblischen Gegebenheiten.

Jan Nelis untersucht unter anderem das Entstehungsalter der Auffassung, daß Gott im Himmel wohnt. «Gott des Himmels» wird Jahwe nicht vor der persischen Zeit genannt. Desungeachtet setzt eine Reihe von Stellen aus der Königszeit einen Gott voraus, der im Himmel wohnt. Daß die verstorbenen Israeliten in diesen Himmel eingehen sollten, ist für den Juden dieser Zeit eher eine unvorstellbare Auffassung. Henoch und Elija sind dabei nur die Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Aelred Cody zeigt auf, wie von der Apokalyptik an hierüber wesentlich anders gedacht wird. Nichtjuden werden in das Heil der Endzeit einbezogen. Und weil ein befreites und wiederaufgebautes Jerusalem und ein vereinigt Israel als Ort des Heils weniger in Betracht kommen, wird dieser Heilszustand von den Apokalyptikern bisweilen bereits im Himmel lokalisiert.

In der christlichen Gemeinde wird diese Auffassung schnell Allgemeingut, und zwar mit unter dem Einfluß dualistischer Lebens- und Weltanschauungen, die in der hellenistischen Welt hoch im Kurs standen. Die christlichen Vorstellungen hatten aber doch eine ganz eigene Färbung durch die Kombination mit einer präsentischen Eschatologie und mit dem Glauben an die Auferstehung von den Toten.

Von diesen Gegebenheiten der Schrift aus gehen wir in zwei Runden weiter: In der ersten geht Peter Stockmeier der Frage nach, welche Erlebnis- und Vorstellungsmodele diese Gegebenheiten der Schrift hervorgerufen haben, und er läßt jedesmal erkennen, wie diese Modelle in einem bestimmten Augenblick so beherrschend werden konnten, weil sie die kulturellen oder politisch-ökonomischen Auffassungen dieser Zeit auf positive oder negative Weise widerspiegeln. Zwei Momentaufnahmen davon, wie diese Vorstellungswelt zu einem späteren Zeitpunkt in konkreten Lebenssituationen erfahren wird, bestätigen dies vollends. Robert Favre schreibt über die Vorstellung vom Himmel, wie sie in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts auftritt. Es ist ein Himmel der Gebildeten in einer Kultur, welche die zivilisierte Welt jener Zeit in weitestgehendem Maße beherrschte. Die amerikanischen Negersklaven des 19. Jahrhunderts sind in vielerlei Hinsicht ihre Antipoden. James Cone geht der Frage nach, was der Himmel in ihren Spirituals bedeutet. Und das scheint aufs Ganze gesehen etwas mehr zu sein, als ein im 20. Jahrhundert lebender Sänger dieser Lieder an einem beliebigen Ort der nördlichen Hemisphäre vermuten würde.

Läuft durch diese drei Beiträge bereits wie ein roter Faden der zeit- und situationsgebundene Charakter der Auffassungen und Erfahrungsweisen, die mit dem Gedanken an den Himmel verbunden sind, so sind die

letzten drei Beiträge dadurch gekennzeichnet, daß sie alle drei – wenn auch in je verschiedener Weise – den utopischen Charakter des Sprechens über den Himmel betonen. Juan Luis Ruiz de la Peña geht der Frage nach, in welchem Sinne und bis zu welchem Grade der Himmel eine Projektion genannt werden kann und was das bedeutet für die Eigenart und den Inhalt des christlichen Glaubens. Christian Duquoc sucht nach einer Erklärung für die merkwürdige Entfremdung zwischen Himmel und Erde in der Geschichte des Christentums. Auf dem Hintergrund dieser Erklärung überprüft er einige aktuelle theologische Strömungen an den Aussagen des Neuen Testaments. Er kommt zu der Schlußfolgerung, daß die negative Aussage «es gibt keinen Himmel auf Erden» ebenso zurückgewiesen werden muß wie die andere negative Aussage «bei Gott gibt es keinen Himmel».

Schließlich und endlich geht Stephen Happel auf die Frage ein, welche Vorbedingungen erfüllt sein müssen, um den traditionellen und neuen Bildern einen Platz im Glauben einer Glaubensgemeinschaft zu geben, die

nicht bloß dem treu sein will, was ihr überliefert worden ist, sondern auch ihrem eigenen vernünftigen Denken.

Es gibt viele vernünftige Gründe, dieses Vorwort nicht noch länger zu machen. Der vornehmlichste Grund ist der, daß die Autoren dieses Heftes schon mehr Seiten vollgeschrieben haben, als der Plan vorsah, so daß die Redakteure auf den bescheidenen Platz zurückverwiesen wurden, auf den sie ohnehin gehören. Da dieses Heft – wie wir wenigstens glauben – sowohl vermieden hat, ein vereinfachendes «Ja» oder «Nein» über den Himmel auszusagen, wie auch den Himmel «den Tod von tausend Qualifikationen sterben zu lassen» (um eine von Stephen Happel zitierte Formulierung von A. Flew<sup>1</sup> noch einmal aufzugreifen), so ist dies den Autoren dieses Heftes zu danken.

<sup>1</sup> A. Flew beschließt mit dieser Formulierung einen Bericht in «New Essays in Philosophical Theology» (Hg. A. Flew/A. MacIntyre, London 1955) 96–97.

Aus dem Niederländischen übersetzt von Dr. Ansgar Ahlbrecht